

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER



DARON ACEMOGLU
JAMES A. ROBINSON

GLEICHGEWICHT DER MACHT

Der ewige Kampf zwischen
Staat und Gesellschaft

*Aus dem Englischen von
Bernhard Jendricke, Christa Prummer-Lehmair,
Sonja Schuhmacher und Thomas Wollermann*

S. FISCHER



Erschienen bei S. FISCHER

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel
»The Narrow Corridor. State, Societies, and the Fate of Liberty«
im Verlag Penguin Press / Penguin Random House, New York.

© 2019 by Daron Acemoglu and James A. Robinson.

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2019 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main
Karten © Carlos Molina und Jose Ignacio Velarde Morales
Abbildungen © Daniel Lagin

Die Übersetzerinnen und Übersetzer
gehören dem Kollektiv Druck-Reif an.

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-10-397336-5

1. WIE ENDET DIE GESCHICHTE?

Eine künftige Anarchie?

Im Jahr 1989 sagte Francis Fukuyama das »Ende der Geschichte« voraus, da sich alle Länder den politischen und wirtschaftlichen Institutionen der Vereinigten Staaten angleichen würden, was er als »dreisten Sieg des wirtschaftlichen und politischen Liberalismus« bezeichnete. Nur fünf Jahre später entwarf Robert Kaplan in seinem Beitrag *The Coming Anarchy* ein radikal anderes Zukunftsbild. Am Beispiel von Westafrika verdeutlichte er seine düstere Vision:

Westafrika wird zum Symbol der [Anarchie] ... Krankheiten, Überbevölkerung, sinnlose Verbrechen, Mangel an Ressourcen, Flüchtlingsströme, die zunehmende Erosion der Nationalstaaten und internationalen Grenzen sowie das Erstarren privater Armeen, Sicherheitsfirmen und internationaler Drogenkartelle sind heute in Westafrika höchst eindrucksvoll zu beobachten. Westafrika bietet eine prägnante Einführung in die Problemstellungen, über die zu diskutieren oft äußerst unangenehm ist, mit denen unsere Zivilisation aber schon bald konfrontiert sein wird. Die politische Welt dahingehend neu zu vermessen wird somit noch einige Jahrzehnte dauern ... Ich denke, ich muss mit Westafrika beginnen.

In seinem 2018 erschienenen Artikel *Why Technology Favors Tyranny* traf Yuval Noah Harari ebenfalls eine Zukunftsprognose. Ihr zufolge seien die Fortschritte bei der künstlichen Intelligenz Vorboten »digitaler Diktaturen«, die es Regierungen ermöglichen würden, unser Handeln, Kommunizieren und Denken zu überwachen, zu kontrollieren und sogar zu steuern.

Also mag die Geschichte vielleicht an ihr Ende kommen, aber auf ganz andere Weise, als Fukuyama sich das vorgestellt hat. Doch wie? Wird Fukuyamas Vision der Demokratie triumphieren oder doch die Anarchie oder die digitale Diktatur? Die zunehmende staatliche Kontrolle des Internets, der Medien und des Lebens der gewöhnlichen Bürger in China könnte darauf hindeuten, dass wir auf dem Weg in eine digitale Diktatur sind, während die aktuellen Entwicklungen im Nahen Osten und in Afrika uns vor Augen führen, dass die Vorstellung künftiger Anarchie gar nicht so weit hergeholt sein könnte.

Doch wir wollen uns diesem Thema auf systematische Weise nähern. Beginnen wir deshalb, wie Kaplan vorschlägt, mit Afrika.

Der Staat mit dem Artikel 15

Hält man sich an der westafrikanischen Küste am Golf von Guinea ostwärts und durchquert Äquatorial-Guinea, Gabun und Pointe-Noire in Kongo-Brazzaville, gelangt man an die Mündung des Kongo-Flusses, den Eingang zur Demokratischen Republik Kongo, einem Land, das oft als Inbegriff der Anarchie beschrieben wird. Dort kursiert ein Witz: Seit seiner Unabhängigkeit von Belgien im Jahr 1960 gab es in dem Land sechs Verfassungen, alle mit einem gleichlautenden Artikel 15. Charles-Maurice de Talleyrand-Périgord, der im 19. Jahrhundert in Frankreich diverse Staatsämter innehatte, sagte einmal, eine Verfassung solle »kurz und unbestimmt« sein. Artikel 15 der kongole-sischen Verfassung erfüllt diese Kriterien, er ist kurz und unbestimmt und lautet schlicht: *Débrouillez-vous* – Sorgt für euch selbst.

Unter einer Verfassung stellt man sich zumeist ein Dokument vor, in dem die Verantwortlichkeiten, Pflichten und Rechte der Bürger und des Staates festgeschrieben sind. Der Staat soll die Konflikte zwischen den Bürgern lösen, sie beschützen und die wesentlichen öffentlichen Dienstleistungen zur Verfügung stellen wie etwa Bildung, Gesundheitsfürsorge und Infrastruktur, um den Menschen zu ermöglichen, ihr Leben angemessen zu gestalten. Aber eine Verfassung sollte nicht sagen, sorgt für euch selbst.

Artikel 15 ist nur ein Witz. In der kongolesischen Verfassung gibt es keinen solchen Artikel. Aber dieser Witz trifft den Nagel auf den Kopf. Die Kongolesen haben mindestens seit der Unabhängigkeit 1960 für sich selbst gesorgt (und davor war ihre Lage noch schlechter). Ihr Staat hat wiederholt darin versagt, auch nur etwas von dem zu leisten, was von ihm erwartet wird, und er ist in weiten Teilen des Landes nicht präsent. Fast überall im Kongo sind die Gerichte, Straßen, Kliniken und Schulen im Verfall begriffen. Mord, Raub, Erpressung und Einschüchterung sind gang und gäbe. Während des Zweiten Kongokriegs, der von 1998 bis 2003 tobte, verwandelte sich das Leben der meisten, ohnehin schon arg gebeutelten Kongolesen in eine wahre Hölle. Schätzungsweise fünf Millionen Menschen kamen dabei ums Leben. Sie wurden umgebracht, starben an Krankheiten oder verhungerten.

Nicht einmal in Friedenszeiten hat es der kongolesische Staat vermocht, die Zusagen seiner Verfassung einzuhalten. Artikel 16 lautet:

Alle Bürger haben das Recht auf Leben, körperliche Unversehrtheit und auf freie Entwicklung ihrer Persönlichkeit, sofern sie die Gesetze, die öffentliche Ordnung, die Rechte anderer und die öffentliche Moral respektieren.

Ein Großteil der Kivu-Region im Osten des Landes wird jedoch nach wie vor von Rebellen Gruppen und Warlords kontrolliert, die die dort lebenden Menschen ausplündern, drangsalieren und ermorden und die Bodenschätze des Landes rauben.

Wie steht es mit dem echten Artikel 15 der kongolesischen Verfassung? »Die staatlichen Behörden sind verantwortlich für die Verhinderung sexueller Gewalt ...«. Doch 2010 nannte ein Vertreter der Vereinten Nationen das Land »die Welthauptstadt der Vergewaltigung«.

Die Kongolesen sind auf sich allein gestellt. *Débrouillez-vous.*

Eine Reise durch die Dominanz

Dies trifft nicht nur auf die Kongolesen zu. Reist man Richtung Golf von Guinea zurück, trifft man auf einen Ort, der Kaplans düstere Zukunftsvision vollkommen zu bestätigen scheint – Lagos, das Wirtschaftszentrum Nigerias. Kaplan beschreibt Lagos als eine Stadt, »deren Kriminalität, Umweltverschmutzung und Übervölkerung sie zum Klischee par excellence der urbanen Dysfunktion der Dritten Welt machen«.

Im Jahr 1994 herrschte in Nigeria eine Militärdiktatur, mit General Sani Abacha als Präsident. Abacha sah es nicht als seine Aufgabe an, Konflikte unparteiisch zu lösen oder die Nigerianer zu beschützen. Er konzentrierte sich darauf, seine Gegner umzubringen und die Bodenschätze des Landes auszubeuten. Er soll seinem Land mindestens drei Milliarden Dollar geraubt haben, vermutlich noch viel mehr.

Im Jahr zuvor, 1993, kehrte der Schriftsteller und Literaturnobelpreisträger Wole Soyinka nach Lagos zurück. Er wollte von Cotonou aus, dem Regierungssitz des benachbarten Benin, die Grenze zu Nigeria überqueren (siehe Karte 1). Das schilderte er wie folgt: »Als wir uns der Grenze zwischen Benin und Nigeria näherten, wurde die ganze Geschichte auf einen Schlag deutlich. Die Schlange der am Straßenrand geparkten Wagen, die die Grenze nicht passieren konnten oder wollten, war auf beiden Seiten kilometerlang.« Er sah Leute, die gewagt hatten, die Grenze zu passieren. »Mit verbeulten Fahrzeugen und/oder ausgeplünderten Taschen waren sie zurückgekommen, man hatte sie mit Waffengewalt gezwungen, Wegezoll zu zahlen, als sie bis zur ersten, von Demonstranten errichteten Straßenblockade vorgeprescht waren.«

Soyinka ließ sich jedoch nicht abschrecken, passierte zu Fuß die Grenze und suchte nach jemand, der ihn in die Hauptstadt bringen konnte. Aber er hörte immer nur: »*Oga Wole, eko e da o*« (Meister Wole, Lagos ist nicht gut). Ein Taxifahrer deutete mit seiner bandagierten Hand auf seinen bandagierten Kopf und erzählte, was ihm zugestoßen war. Eine blutrünstige Gang hatte ihn verfolgt und erwischt, obwohl er mit Vollgas im Rückwärtsgang versucht hatte zu entkommen.

22 Wie endet die Geschichte?



Karte 1: Westafrika: Das historische Königreich der Aschanti, das Land der Yoruba, das Land der Tiv und Wole Soyinkas Reiseweg von Cotonou nach Lagos

Oga ... diese Kerle haben meine Windschutzscheibe eingeschlagen, obwohl ich schon rückwärts gefahren bin. Gott hat mich gerettet. Eko ti daru, Lagos ist ein Chaos.

Schließlich fand Soyinka ein Taxi, das ihn nach Lagos brachte, doch der zögerliche Fahrer meinte: »Mann, die Straße ist schlecht. Sehr schlecht.« Und so begann, wie Soyinka schrieb, »die alpträumhafteste Reise meines Daseins«:

Die Straßensperren bestanden aus leeren Benzinfässern, abgefahrenen Reifen, Felgen, Verkaufsbuden, Holzklötzen, Baumstämmen, kleinen Felsbrocken ... Die angeworbenen Straßenrowdys hatten die Sache ... in die eigenen Hände genommen ... An manchen der Straßensperren wurde ein Wegezoll erhoben, man zahlte und konnte weiterfahren – aber das bot eine Sicherheit, die nur bis zur nächsten Barriere reichte. Manchmal bestand der Zoll aus einem Kanister voll

Benzin, das aus dem Wagentank abgezapft wurde, dann durfte man die Fahrt fortsetzen – bis zur nächsten Schranke. ... Einige der Fahrzeuge hatten eindeutig einen Gassenlauf durch Wurfgeschosse, Knüppel, ja bloße Fäuste hinter sich, andere schienen direkt vom Filmset von *Jurassic Park* hierher verfrachtet – man hätte schwören können, dass abnormale Zahnabdrücke in der Karosserie zu sehen waren.

Als sich Soyinka Lagos näherte, wurde die Situation noch schlimmer:

Normalerweise dauert die Fahrt von dort ins Herz von Lagos ungefähr zwei Stunden. Jetzt waren bereits mehr als fünf Stunden vergangen, und wir hatten noch keine fünfzig Kilometer hinter uns gebracht. Meine Besorgnis wuchs ... Es lag eine mit Händen greifbare Spannung in der Luft, als wir näher und näher an Lagos herankamen. Die Blockaden standen dichter, die Zahl demolierter Fahrzeuge nahm zu, und, am schlimmsten, es lagen Leichen am Straßenrand.

Leichen sind kein ungewöhnlicher Anblick in Lagos. Als ein hochrangiger Polizeibeamter vermisst gemeldet wurde, suchte die Polizei im Gewässer unter einer Brücke nach seinem Leichnam. Die Suche endete nach sechs Stunden und dem Fund von 23 Toten, von denen keiner die gesuchte Person war.

Während das nigerianische Militär das Land ausplünderte, war es für die Bewohner von Lagos nicht leicht, sich durchzuschlagen. Die Stadt war ein Hort des Verbrechens, und der internationale Flughafen befand sich in derart marodem Zustand, dass er von ausländischen Fluggesellschaften gemieden wurde. Gangs, die sich »Area Boys« nannten, machten Jagd auf Geschäftsleute, raubten sie aus und töteten sie sogar zuweilen. Die Area Boys waren nicht die einzige Gefahr für die Menschen. Auf den Straßen fand man nicht nur Leichen, dort türmte sich der Müll, und Ratten liefen umher. Ein Reporter der BBC berichtete 1999, dass »die Stadt ... unter einem Berg von Abfällen verschwindet«. Es gab weder eine öffentliche Stromversorgung noch fließendes Wasser. Wollte man in der Wohnung Licht haben, benötigte man einen Generator. Oder Kerzen.

Das albatraumhafte Leben der Bewohner von Lagos beschränkte sich nicht darauf, dass ihre Straßen von Ratten und Müll verseucht

waren und auf den Gehsteigen Leichen lagen. Sie lebten in ständiger Angst. Im Zentrum von Lagos zu wohnen, mit den Area Boys vor Ort, war kein Spaß. Selbst wenn man heute von ihnen verschont blieb, konnten sie es schon morgen auf einen abgesehen haben – vor allem, wenn man die Kühnheit besaß, sich darüber zu beschweren, was sie der Stadt antaten, oder wenn man ihnen nicht die von ihnen eingeforderte Unterwürfigkeit bewies. Ständige Angst, Unsicherheit und Ungewissheit kann ebenso zermürbend sein wie die tatsächliche Gewalt, weil sie einen – um einen Begriff des Philosophen und Politikwissenschaftlers Philip Pettit zu benutzen – unter die »Dominanz« einer anderen Menschengruppe stellt.

In seinem Buch *Republicanism: A Theory of Freedom and Government* schreibt Pettit, die Grundlage eines erfüllten, ehrbaren Lebens sei Nicht-Dominanz – die Freiheit von Dominanz, Angst und extremer Unsicherheit. Pettit zufolge ist es inakzeptabel,

unter der Gewalt von jemand anderem leben zu müssen, in einer Art und Weise, die einen schutzlos macht vor einem Übel, das der andere einem willkürlich aufzuerlegen in der Lage ist.

Eine solche Dominanz herrscht beispielsweise dann, wenn

eine Ehefrau in die Lage gerät, dass ihr Mann sie nach Belieben schlagen kann, ohne dass sie die Möglichkeit hat, dies zu verhindern; wenn ein Arbeitnehmer es nicht wagen kann, sich über seinen Arbeitgeber zu beschweren, und wehrlos einer Vielzahl von Schikanen ausgesetzt ist ... zu denen der Arbeitgeber womöglich greift; wenn der Schuldner von der Gnade des Gläubigers oder des Bankbeamten abhängig ist, dass dieser ihn nicht in Armut und Ruin stürzt.

Pettit betont, bereits die Drohung mit Gewalt oder Misshandlung könne ebenso schlimm sein wie die tatsächlich ausgeübte Gewalt oder die Misshandlung selbst. Natürlich kann man der Gewalt dadurch entgehen, dass man sich den Wünschen oder Befehlen der anderen Person fügt. Doch der Preis dafür ist, etwas zu tun, was man nicht möchte, und dieser Bedrohung ständig ausgesetzt zu sein. (Ökonomen würden dazu sagen, Gewalt liege »außerhalb des Gleichgewichtspfads«, aber das bedeutet nicht, dass sie nicht das ei-

gene Verhalten beeinflusst oder Folgen hat, die fast so schmerzlich sind wie die tatsächlich ausgeübte Gewalt.) Pettit schreibt, solche Menschen

leben überschattet durch die Anwesenheit eines anderen, selbst wenn sich keine Hand drohend gegen sie erhebt. Sie leben in der Ungewissheit, wie der andere reagieren wird, und müssen die Launen des anderen wachsam im Auge behalten ... Sie finden sich ... nicht in der Lage, dem anderen ins Auge zu blicken, und sehen sich vielleicht sogar dazu gezwungen, zu schmeicheln, um sich bei ihm beliebt zu machen.

Jede Beziehung von ungleicher Machtverteilung, ob sie durch Drohung oder durch andere soziale Mittel wie Sitten und Gebräuche erzwungen wird, stellt eine Form von Dominanz dar, weil sie darauf hinausläuft,

der Willkür ausgeliefert zu sein; dem potentiell unberechenbaren Willen oder dem potentiell eigentümlichen Urteil des anderen ausgeliefert zu sein.

Wir definieren »Freiheit« als die Abwesenheit von Dominanz, denn wer dominiert wird, kann keine freie Wahl treffen. Freiheit oder – in Pettits Worten – Nicht-Dominanz bedeutet

Emanzipation von jeder derartigen Unterordnung, Befreiung aus jeder derartigen Abhängigkeit. Sie setzt voraus, auf Augenhöhe mit seinen Mitbürgern stehen zu können, in dem gemeinsamen Bewusstsein, dass keiner der Beteiligten über die Macht verfügt, willkürlich auf jemand anderen übergreifen zu können.

Entscheidend ist, dass Freiheit nicht einfach nur die abstrakte Möglichkeit voraussetzt, sein Handeln selbst bestimmen zu können, sondern auch die Fähigkeit gegeben ist, diese Freiheit konkret ausüben zu können. Diese Fähigkeit fehlt, wenn eine Person, Gruppe oder Organisation über die Macht verfügt, jemand anderen zu etwas zu zwingen, zu bedrohen oder das Gewicht sozialer Beziehungen zu nutzen, um jemand anderen zu unterjochen. Sie kann nicht bestehen, wenn Konflikte durch Gewalt oder die Drohung mit ihr gelöst wer-

den. Und ebenso fehlt sie, wenn Konflikte durch ungleiche Machtverhältnisse aufgrund fest verwurzelter Bräuche gelöst werden. Freiheit benötigt das Ende von Dominanz, worauf sie sich auch gründen mag.

In Lagos herrschte nirgendwo Freiheit. Konflikte wurden zugunsten der stärkeren, besser bewaffneten Partei gelöst. Es gab Gewalt, Raub und Mord. Auf Schritt und Tritt zerfiel die Infrastruktur. Dominanz herrschte allerorten. Das war nicht die künftige Anarchie. Sie war bereits präsent.

Der Krieg aller gegen alle und der Leviathan

Den meisten von uns, die in Sicherheit und Behaglichkeit leben, mag das Lagos der 1990er Jahre als eine singuläre Anomalie erscheinen. Das ist es aber nicht. Die menschliche Existenz ist zu einem großen Teil von Unsicherheit und Dominanz geprägt. Im Laufe der Geschichte, selbst nach der Entstehung von Landwirtschaft und Sesshaftigkeit vor etwa zehntausend Jahren, lebten die Menschen zumeist in »nichtstaatlichen Gesellschaften«. Manche dieser Gesellschaften ähneln den wenigen verbliebenen Gruppen von Jägern und Sammlern in den abgelegenen Regionen des Amazonas und Afrikas (die zuweilen als »Kleingesellschaften« bezeichnet werden). Andere wie beispielsweise die Paschtunen, eine Ethnie von rund 50 Millionen Menschen im Süden und Osten Afghanistans und im nordwestlichen Pakistan, waren weit größer und betrieben Landwirtschaft und Viehzucht. Archäologische und anthropologische Forschungen belegen, dass viele dieser Gesellschaften in einer noch traumatischeren Existenz gefangen waren als jene, die die Einwohner von Lagos in den 1990er Jahren täglich erlitten haben.

Höchst aufschlussreich sind die historischen Belege über Mord und Totschlag, die Archäologen anhand entstellter oder beschädigter Skelettreste erschlossen und Anthropologen durch eigene Beobachtung von noch existierenden nichtstaatlichen Gesellschaften gewonnen haben. Im Jahr 1978 dokumentierte die Anthropologin Carol Ember systematisch, dass es in Jäger-und-Sammler-Gesellschaften

ein sehr hohes Maß an kriegerischen Auseinandersetzungen gab – ein Schock für das von ihrer Profession vermittelte Bild des »friedlichen Wilden«. In zwei Dritteln der Gesellschaften, die Ember untersuchte, wurde häufig Krieg geführt, mindestens einmal alle zwei Jahre. Nur zehn Prozent dieser Gesellschaften führten nicht Krieg. Steven Pinker, der sich auf die Forschungen von Lawrence Keeley stützte, wertete die Belege über 27 nichtstaatliche Gesellschaften aus, die im Laufe der vergangenen 200 Jahre von Anthropologen untersucht worden waren. Seiner Schätzung nach kamen von je 100 000 Personen mehr als 500 gewaltsam zu Tode – über hundertmal mehr, als die aktuelle Mordrate in den Vereinigten Staaten beträgt, die bei 5 pro 100 000 liegt, und über tausendmal mehr als in Norwegen, wo sie bei 0,5 pro 100 000 liegt. Die archäologischen Zeugnisse aus vormodernen Gesellschaften stimmen mit diesem Gewaltniveau überein.

Wir sollten uns bewusstmachen, was diese Zahlen bedeuten. Bei einer Todesrate von 500 pro 100 000 Personen oder 0,5 Prozent hat ein typisches Mitglied einer solchen Gesellschaft eine Wahrscheinlichkeit von 25 Prozent, innerhalb eines Zeitraums von 50 Jahren getötet zu werden – das heißt, ein Viertel der Menschen, die man kennt, wird gewaltsam zu Tode kommen. Welches Maß an Unberechenbarkeit und Angst ein derartiges Gewaltniveau bewirkt, ist kaum vorstellbar.

Obgleich ein Großteil des Blutvergießens auf kriegerische Auseinandersetzungen zwischen verfeindeten Stämmen oder Gruppen zurückging, waren es nicht allein Kriege und Konflikte innerhalb der Gruppen selbst, die unablässig zu Gewalt führten. Die Gebusi in Neuguinea beispielsweise haben sogar eine noch höhere Mordrate – sie lag in den 1940er und 1950er Jahren, als dieses Volk noch nicht entdeckt war, bei fast 700 pro 100 000 Personen. Meist fand dieses Töten in friedlichen, normalen Zeiten statt, falls man eine Zeit, in der jedes Jahr fast einer von 100 Menschen ermordet wird, als friedlich bezeichnen kann. Der Grund hierfür steht mit dem Glauben in Zusammenhang, dass jeder Todesfall durch Hexerei herbeigeführt wird, was dazu führt, dass auch Jagd auf jene gemacht wird, die für nichtgewaltsame Todesfälle verantwortlich zu sein scheinen.

(...)